

Deutschen Rundschau

Nr. 235. Bromberg, den 27. Oktober 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Mütze, die er zusammengeknüllt in einer Tasche versteckt hatte, war durch einen Strohhut ersetzt. Was aber den kleinen Jungen betrifft, so war er — und das durch eine fabelhafte Idee — nun auf einmal ein kleines Mädchen geworden. Und zwar ein kleines Mädchen mit Schuhen, mit guten Schuhen an den Füßen!

Da sollte noch einer in dieser Herausstaffierung den Tischler Vinzenz und seinen Sohn Boubou erkennen!

Der Trödler hat seine Addition langsam wiederholt.

„Achtunddreißig, es stimmt! . . . Oh, ich irre mich nie“, setzt er hinzu und bückt sich dabei, um Tafel und Kreide wieder in eine Lade zu legen.

Die Züge des Flüchtlings verändern sich nun ganz kraß. Ein Krampf der Gesichtsmuskeln verleiht ihnen einen grausamen, einen furchterregenden Ausdruck. Und seine Augen, die er klugerweise unter den halb gesenkten Lidern versteckt hält, haben plötzlich einen heimtückischen und finsteren Blick auf den gesenkten Nacken des Greises geworfen. Vinzenz' Hände zittern hinter seinem Rücken . . . Er zieht sie hervor. Und wie wider Willen angezogen — denn sie beben und scheinen zu zögern — nähern sie sich diesem Nacken. Nur die Finger werden ungeduldig. Es ist, als eilten sie, rasch zuzugreifen, zu umklammern, zu erwürgen und zu ersticken. Die beiden Hände, die immer näher kommen, sind schon geformt zu gewalttätigem Griff . . .

Boubou, der seinen Vater mit Erstaunen beobachtet, wird, wie er ihn zum erstenmal mit so einem furchtbaren Gesicht sieht, plötzlich von Angst gepackt.

„Papa!“ stöhnt er verzweifelt, leise klagend.

Vinzenz hat seinen Sohn angeschaut und in einem inneren Aufruhr, der an seinem ganzen Wesen zum Ausdruck kommt, zieht er mit scharfem Ruck die beiden Hände von ihrem unsichtbaren und bösartigen Unterfangen zurück.

Der Alte wendet sich um: „Du zahlst also?“

Keuchend und leise, wie erschöpft von einer ungeheuren Anstrengung, gesteht Vinzenz: „Ich habe kein Geld.“

„Ach du mein Gott“, schimpft jetzt der Trödler und geht dabei geschickt im Kreis bis zu der Ladentür, an die er sich unauffällig lehnt, um sie zu schließen. Dann hebt er das Sicherheitsschloß in die Höhe.

„Du gibst mir also die Kleider zurück, hörst du!“

„Ist habe mich umgezogen, ehe ich her gegangen bin“, erklärt Vinzenz, „und da habe ich Brieftasche und Geldbörse in meinem Rock vergessen.“

„Gut“, ruft der Alte. „Wenn du überhaupt Geld hast, so ist das ja sehr einfach . . . Ich mach ein großes Paket aus allem und, wenn du wieder kommst, so geb ich es dir.“

Vinzenz senkt den Kopf. „Hören Sie“, sagt er, „ich habe Eile . . . Und ich brauche diese Kleider gleich . . . Machen wir einen Tausch . . . Ich gebe Ihnen meine Uhr . . . Sie hat mich mehr als hundert Frank gekostet.“

„Geld ist mir lieber“, erklärte Jotzekal.

Nichtsdestoweniger nimmt er die Uhr, untersucht sie, dreht sie hin und her, wägt sie in der Hand und hört lange auf das gleichmäßige Ticken der Feder.

„Gib mir noch den Matrosenanzug von dem Kleinen, den er da unter dem Kleid hat, und ich sage ja“, schlägt der Alte dann endlich vor.

Das ist nun ein sehr ungerechter Handel. Der Anzug des Knaben ist funkelnagelneu und die Uhr ist zwar alt, aber ein Werk von besonderer Qualität. Aber Vinzenz muß nachgeben.

„Ich bin einverstanden“, sagt er.

Und ein paar Minuten später öffnet der alte Trödler wieder seine Tür und der gejagte Mann geht, Boubou an der Hand, aus dem Geschäft. Boubou aber, der ist jetzt sehr vergnügt.

Das alles macht ihm Spaß. „Ich bin ein kleines Frauenzimmer“, singt er fröhlich.

Die Nacht bedeckt die ganze Stadt. In allen Straßen fällt ein fetter Suppengeruch aus den Fenstern die Häuser herab.

„Papa . . . ich hab Hunger!“ Aber Vinzenz antwortet nicht.

Siebentes Kapitel.

Worin Vinzenz den Sträfling Bernier in sich wiederfindet.

Eiligst überquert Vinzenz den Platz de la Bastille. Am Kanal de l'Arsenal, der oberhalb des Quai Bourbon verläuft, werden seine Schritte langsamer.

Boubou hört nicht auf zu jammern: „Ich habe Hunger, Pap! . . . Und dann gehst du auch zu geschwind, Pap! . . . Ich bin so müd! . . . Und weißt du, meine Schuhe tun mir so weh . . . du gehst zu geschwind!“

Der gejagte Mann setzt sich schließlich auf einen Sandhaufen. Boubou läßt sich an der Seite seines Vaters schwer niederfallen und schläft auch schon ein. Vinzenz aber überläßt sich, die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht auf die gekreuzten Hände gestützt, seinen tiefen und schmerzlichen Träumen.

Rings um ihn nichts als Stille . . . Die große Stimme der Stadt, mit ihrem tausendfachen unaufhörlichen Getriebe scheint hier auf dieser einsamen Böschung zu ersterben. Auf dem dunklen, langsam fließenden Wasser tauchen da und dort im Mondlicht fette Flecken auf, die sich, von der Strömung getrieben, wie regenbogenfarbene Seidenschleifen bis an die massigen Transportschiffe ziehen.

Tiefe Stille . . .

Nur daß manchmal auf der Bahnlinie von Vincennes die Lokomotiven ächzen. Es ist, als stießen sie einen Schmerzensschrei aus. Wie traurig alles scheint. Ein hungriger, verlaufener Hund trottet vorbei. Seine abgerissenen Schritte sind kaum hörbar. Er verschwindet wie ein Schatten.

Tiefe Stille . . . Jemand weint. Schluchzen, unausgesetzte Klagen werden hörbar. Wer weint nur so? Es ist Vinzenz.

Er weint über sein elendes Schicksal, das ihn vor nunmehr zwanzig Jahren zum Verbrecher machte. Aber zu einem unbewußten Verbrecher . . . Ja, zu einem unbewußten Verbrecher! Hat er doch während der langen und dumpfen Jahre des Bagno nur zu oft sein armes Hirn zergrübelt, um einer Ursache seiner Tat und der Kette der Ereignisse auf die Spur zu kommen, die sich in jener tragischen Nacht abgespielt hatten, nach deren Verlauf seine beiden Hände bei Tagesanbruch mit dem Blute eines Menschen gefärbt waren.

Aber er weiß — und das ist mit jeder kleinsten schrecklichen Einzelheit für immer seinem Gedächtnis eingegraben — daß ihn vor zwanzig Jahren das Gericht des Mordes schuldig befunden hat, den er an seinem Herrn, einem Steuereinnehmer, bei dem er als Schreiber Dienst tat, in

räuberischer Absicht begangen haben sollte. Und das Gericht verurteilte ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Der Staatsanwalt hatte die höchste Strafe, die Guillotine, beantragt. Aber die Geschworenen erkannten ihm mildernde Umstände zu: Vernier hatte die Tat nicht bei Bewußtsein begangen. Er war betrunken gewesen.

Betrunken! Er, der bis dahin niemals getrunken hatte. Betrunken von ein Paar Glas Apfelwein. Sonderbare Betrunkenheit! Es war ja kaum glaublich. Was war das nur für ein Apfelwein, der ihn so von Grund auf zu verändern, ihm mit der Geldgier gleichzeitig die Mordlust einzuflößen vermochte und ihm für Stunden Gedächtnis und Vernunft raubte?

Ein Zeuge — ein Mann, namens Le Mée, Gastwirt in Ploubalec — hatte es bei seiner Einvernahme bestätigt: „Ich habe Vernier am Abend des Attentats nur einen Krug Apfelwein, der ungefähr drei Gläser enthielt, gebracht; diesen hat er im Hof meiner Wirtschaft in einer Laube ganz ruhig getrunken."

Trotzdem mußte man ihm seinen Rausch wohl glauben. Hatte man ihn doch, mit Blut und Schmutz bedeckt, in schwerem Schlaf neben seinem sterbenden Opfer vorgefunden.

So kam er in das Bagno, in seine Hölle. Dort lebte er lange Monate, unendliche Jahre in furchtbarer Gemeinschaft mit verworfenen, von der Menschheit abgestoßenen Subjekten, die nichts kannten, als die rohe Gewalt. Er fühlte, wie er in dieser Gesellschaft nach und nach immer mehr den Unterschied zwischen gut und böse vergessen lernte. Denn um den Mißhandlungen seiner Wärter und den Roheiten seiner Mitgefangenen zu entgehen, mußte er ja auch selber List und Gewalt anwenden. Glücklicherweise war er nach seiner Flucht dann wieder unter Menschen gekommen, wo er, wenn auch nicht ohne Mühe, langsam sein ehemaliges Wesen wiederfinden durfte, wo er wieder gerecht, großmütig und aufrichtig wurde und wo er seinen geraden und freien Blick wieder annahm, der dort unten, in der ständigen Beobachtung jeder Geste der Galeerenhüter, ganz heimtückisch geworden war.

Und da kamen ihm die Worte des alten Vaters Babuard, der ja soeben noch einen Toast auf sein Glück ausgebracht hatte, wieder ins Gedächtnis:

„Du sahst ganz anders aus, Vinzenz, als alle anderen . . . Man wußte nicht, warum, aber man fühlte sich nicht recht wohl mit dir . . . Du schautest einem nie ins Gesicht . . . hattest sozusagen die Manie, immer aufzupassen, ob nicht einer hinter dir her ist . . . Man sagte sich: „Dieser Parolt, der ist nicht aufrichtig! . . ." Du hast aber in kurzer Zeit deinen Ruf geändert . . . Und dann bist du auch ein guter Kamerad, immer hilfsbereit . . . Man kennt mehr als einen, dem du geholfen hast . . . und sicher gibt es noch viele andere, von denen man nichts weiß . . . Denn du bist ebenso bescheiden, wie gut, Vinzenz . . . Und du sprichst nicht von dem, was du tust . . ."

Gut, er? Nein! In Wahrheit war er nie mehr so geworden, wie er einmal, vor dem Verbrechen, gewesen war. Im Innersten seines verdorbenen Wesens steckten noch die Samen des Hasses. Und war er nicht jetzt, ganz so wie im Bagno, wenn er seinen Mitgefangenen einen gestohlenen Gegenstand oder ein bißchen Essen im Kampf wieder abringen mußte, beinahe an den Hals des alten Trödlers gesprungen? Wollte er ihn nicht erwürgen und die Kleider rauben, die er brauchte? Nur der reine Blick eines unschuldigen Kindes hatte in geheimnisvoller Macht seine mörderischen Hände zurückgehalten.

Vinzenz hat sein Gesicht wieder aufgedeckt und wendet es jetzt hinein in die lautlose Nacht. Eine lange, zerrissene Wolke verhüllt den Mond. Die Sterne sind nicht mehr sichtbar. Ein rußiger Nebel hat sich nach und nach über der Stadt verdichtet, hängt nun darüber.

Vinzenz sucht immer noch nach einigen Stellen in seiner Erinnerung. Wie hat nur er, gerade er, einst töten können?

Da zuckt er zusammen . . .

Hätte er denn nicht eben jetzt erst den Greis ermordet, wenn ihn nicht sein Kind zurückgehalten hätte? Er gehorchte, ohne daß seine Seele sich dagegen sträubte, einer blinden und bösen Macht, die in ihm steckt. Die in ihm steckt! Er fühlt es genau. Dann war er ja vielleicht in jener tragischen Nacht vor zwanzig Jahren auch das Opfer so eines verbrecherischen Triebes geworden. Und dabei war er in seiner Jugend immer sanft und friedfertig gewesen. Hatte sich nie mit seinen Kameraden geprügelt und niemals Freude an rohen Spielen gehabt.

Ach, wie gern möchte er wissen, ob sein Versuch eben jetzt auf die langsame Verderbnis in den Jahren des Bagno zurückgeführt werden konnte, oder ob er — und dieser Einfall entsetzt ihn von neuem — nur das Resultat einer Veranlagung gewesen war.

Hat er einmal gemordet? Und, wenn ja, wieso? . . . Warum? Vor dem Bagno war er gut, friedliebend und mildtätig gewesen. Verbirgt sich vielleicht seit seiner Geburt in den tiefsten Fasern seines Seins ein Dämon, der nach langen Lethargien aufwacht, um jenseits des Bewußtseins nach außen zu schlagen? Oder trägt er auch nur den verderblichen Stempel der Verfluchten und Verworfenen? Er weiß es nicht . . . Er kann es nicht wissen . . .

Sein Gesicht drückt die tiefste Verzweiflung aus. Aber ein schwerer, undurchsichtiger Nebel verdeckt seine Gedanken und umhüllt seine Seele; es ist, als verberge der Hauch der Stadt seinen flehenden Augen das klare Licht der Gestirne.

Horch! Da seufzt von ferne die Ziehharmonika irgend eines einsamen Musiknarren einen Modewalzer.

Die Ziehharmonika! . . . Was weckt sie jetzt nicht alles in ihm! Vinzenz wirft den Kopf nach hinten, als müßte er in Ohnmacht fallen . . .

Die Ziehharmonika . . . seine Hochzeit . . . Louisa, seine zweite Frau . . . Die Festesfreude . . . die Lieder . . . und der Ball . . .

Aber die Ziehharmonika ist auch der Ausdruck seines geborstenen Glückes. Hat nicht erst vor ein paar Stunden, gedämpft durch Mauern, die andere auch so eine Weise gespielt. Gerade als er die Entdeckung machte, daß man ihm auf der Spur sei, auf der Spur nach zehn ruhigen Jahren, nach denen er sich schon auf immer vor der Polizei gerettet glaubte, und fünf Tage vor der Verjährung!

Fünf Tage!

Und nun sitzt er hier mit seinem Jungen, elend, verfolgt, ohne Geld!

Ach und warum geht ihm jetzt auf einmal eine einzelne Kleinigkeit nicht aus dem Kopf? Diese Kleinigkeit steigt mit so deutlicher Klarheit vor ihm auf, daß ihm ist, als habe er sie erst vor ein paar Sekunden erlebt: als sie in die geschmückte Werkstatt zurückkehrten, in der es so herrlich nach Wein und Braten duftete, da war er wie ein übermütiger Junge herumgesprungen, so daß zwei Sous aus seiner Westentasche fielen.

Seine Hände tasten ohne Bewußtsein, er sucht das Stück um sich herum im Sand. Nein, nein, das ist ja schon vorbei! Das hat sich ja schon vor langer Zeit abgespielt . . . Wann denn, wann? . . . War es nicht erst eben? Damals hieß er Vinzenz, Vinzenz, der brave Tischler . . . Aber ja, das war ja eben erst . . . Vor fünf oder sechs Stunden . . . Wie die Ereignisse sich doch überstürzt haben! In einem Vierteltag hat er alles verloren: sein Geschäft, das er langsam aufgebaut hat, sein neues Heim, sein Glück und sogar den Namen, dem er Liebe und Achtung errungen hatte. Denn von nun an ist er niemand anderer mehr, als Leon Vernier, der entsprungene Sträfling.

Was aber die zwei Sous betrifft — ach Gott, ach Gott, die besitzt er ja auch nicht mehr.

Er ist arm! Ganz arm!

Vernier lacht ein nervöses, ein schmerzliches Lachen. Und dieses Lachen weckt Boubou auf. Das Kind reibt sich die Augen, schaut erstaunt um sich und murmelt: „Wo sind wir denn?" und fügt dann gleich hinzu: „Ich habe Hunger."

Vernier erhebt sich. „Vorwärts, steh auf! . . . Wir gehen weiter."

„Ich bin so müde", jammert der Knabe. „Warum gehen wir denn nicht nach Hause? . . . Und warum essen wir denn nicht?"

Vernier weiß nicht was er antworten soll. Das Kind sagt weinerlich: „Oh, oh . . . Ich hab solchen Hunger! . . . Sag, warum gehen wir denn nicht nach Hause?"

Da erklärt ihm der Mann mit zitternder Stimme: „Du weißt doch ganz gut . . . Wegen dem schwarzen Mann."

„Hu!" schaudert Boubou und richtet sich von neuem entsetzt auf. Dann bittet er: „Gib mir die Hand, Papa! . . . Deine große Hand . . . drück fest zu . . . Und, vor allem, laß nicht los . . . Müssen wir uns denn noch immer retten?"

„Ja . . . wir müssen uns noch immer retten", antwortet der Verfolgte, und zieht das Kind eilends gegen die Schleuse hin, die die Seine hier begrenzt. Ihm war nämlich, als hätte er eben einen verdächtigen Schatten gesehen, der sich hinter einem Haufen von Zementsäcken, die erst heute von einer Pinasse abgeladen worden waren, versteckt hatte.

Er darf es nicht vergessen! Die Polizei hat die Verfolgung aufgenommen und, voll Wut, daß er ihr entwischt ist, sicher ihre feinsten Spürhunde hinter ihm hergehetzt.

Gott sei Dank, daß er sich und seinen Sohn bei dem alten Trödler verkleiden konnte.

„Ja richtig, Boubou! . . . Du heißt von jetzt an Marie!"

„Warum heiß ich denn Marie?"

„Da du dich in ein Mädchen verwandelt hast, mußt du auch einen Mädchennamen haben."

„Ach, sag doch Papa, warum hast du dem Herrn gesagt, daß du mich nur zum Spaß für meine Mama und meine

Schwester in ein Mädel verkleidest? ... Geh, sag! ... Mama, die ist ja tot ... Aber meine Schwester, wo ist denn die?"

„Pst, sprich nicht so laut! ... Das war nur ein Witz ... Du weißt doch ganz gut, daß du keine Schwester hast!"

„Warum machst du denn dann ein Mädel aus mir?"

Wie einfach ist doch die Antwort, mit der jede gefährliche Unterredung sich abschneiden läßt!

„Damit er dich nicht wieder erkennt."

„Wer?"

„Der schwarze Mann."

(Fortsetzung folgt.)

Franziska Munkacz.

Das Mädchen mit den drei Müttern.

Einem Roman aus der Wirklichkeit nacherzählt von **Ernst Heller.**

Drei Städte streiten sich um den Ruhm, Geburtsort des großen Peter Paul Rubens zu sein, sieben gar beanspruchen Homer für sich; doch Franziska Munkacz, die junge Ungarin, ist die einzige, die drei Mütter ihr eigen nennen konnte.

Bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr war Franziska gewohnt gewesen, Terez Munkacz, die Frau, die sie mit mütterlicher Liebe erzogen und betreut hatte, als ihre Mutter zu betrachten. Nie war auch nur der geringste Zweifel am nahen verwandtschaftlichen Verhältnis in ihr aufgetaucht. Doch auf dem Sterbebett gestand ihr die alte Frau, weder ihr Mann noch sie seien Franziskas wirkliche Eltern gewesen. Sie wollte das Mädchen als kleines Kind angenommen haben, weil ihr selbst Mutterfreuden versagt geblieben waren. Der Zufall hatte ihr geholfen, denn die wahre Mutter der kleinen Franziska führte den gleichen Namen Terez Munkacz wie sie.

Die Enthüllung der Pflegemutter, an der sie mit ganzer Kindesliebe gehangen, erschütterte Franziska. Nach der Bestattung fühlte sie sich im verödeten Heim ihrer Pflegeeltern vereinsamt. Langsam keimte in ihr der Wunsch, ihre wirkliche Mutter kennen zu lernen, der sie anfänglich gegrollt hatte, weil jene ihr Kind Fremden überlassen hatte. Später aber glaubte sie, der Mutter für die Tat nur dankbar sein zu müssen, da ihr lediglich dadurch eine sonnige Jugend im Hause der Pflegeeltern beschieden worden war. Im Laufe der Wochen fand Franziska auch eine Entschuldigung für das Verhalten ihrer unbekannten Mutter: die Not.

Ihre Pflegemutter hatte Franziska nur ungenaue Angaben über die Frau machen können, der sie ihr Dasein verdankte. Der Name Terez Munkacz und der Geburtsort Felsö-Visö waren die einzigen Anhaltspunkte, die das junge Mädchen über ihre wirkliche Mutter besaß. Deshalb ließ Franziska in ungarischen Zeitungen einen Aufruf erscheinen und bat darin jeden, der Auskünfte über die Gesuchte geben konnte, um seine Hilfe. Niemand meldete sich.

Doch nach Wochen traf ein Brief des ungarischen Konsulats in Sao Paolo ein, und Franziska erfuhr, daß in Brasilien eine Ungarin lebte, die den Namen Terez Munkacz führte. Das junge Mädchen wandte sich an die Unbekannte und berichtete ihr von der Erzählung ihrer Pflegemutter. Kurze Zeit danach hielt die Erregte die Antwort in Händen: Terez Munkacz aus Felsö-Visö, vor Jahren nach Brasilien ausgewandert, bestätigte die Angaben ihrer Namensschwester, gab zu, ihr Kind aus Not an die Fremde abgetreten zu haben und erkannte Franziska als Tochter an. Sie bat ihr wiedergefundenes Kind, sie in Brasilien aufzusuchen und ihrem durch die frühere Armut und durch Schicksalsschläge verbitterten Leben den sonnigen Abend zu bringen. Zweihundert Dollar zur Bestreitung der Überfahrt lagen dem Briefe bei, und außerdem versprach die Mutter der wiedergefundenen Tochter eine gesicherte Existenz, da sie in Brasilien ein stattliches Vermögen erworben hätte. So nahm Franziska leichten Herzens Abschied von Ungarn und eilte in die Arme ihrer wirklichen Mutter.

Monatelang lebten die Frauen in bestem Einverständnis zusammen. Sie sprachen oft über Franziskas Schicksal, und das junge Mädchen lernte die Tat ihrer Mutter verzeihen. Selbst die der Tochter anfänglich unverständliche Tatsache, daß ihre wahre Mutter ihr Kind auch dann noch nicht wieder zu sich genommen hatte, als sie wohlhabend geworden war, fand ihre Erklärung. Terez Munkacz, die Brasilianerin, hatte sich gescheut, einen Zwiespalt in das Leben ihrer verlorenen Tochter zu bringen, um so mehr, als sie glaubte, keinen Anspruch mehr auf ihr verschenktes Kind zu haben. Franziska war glücklich und vergaß an der Seite ihrer Mutter den Schmerz über die Tote drüben in Ungarn.

Da starb nach kurzer Krankheit auch ihre wirkliche Mutter, und wieder stand Franziska allein dem Leben gegenüber. Doch um ihre Existenz brauchte sie sich nicht zu sorgen, denn sie war zur Erbin des ansehnlichen mütterlichen Vermögens eingesetzt worden. Sie begrub die Tote und gedachte in Brasilien zu bleiben.

Nach kurzer Zeit aber wurde Franziska vom Heimweh nach Ungarn gepackt. Kurz entschlossen löste sie alle Verbindungen mit Brasilien und fuhr in die Heimat zurück, um an der Stätte ihrer Jugend zu leben. Die Rückkehr der „Brasilianerin", ihr eigenartiges Schicksal und ihr unvermutetes materielles Glück mußten natürlich das Tagesgespräch des Ortes bilden. So gelangte die Geschichte von Franziska Munkacz, dem Mädchen mit den beiden Müttern, auch in die Zeitungen, und der dritte Teil dieses abenteuerlichen Romans aus der Wirklichkeit begann.

Denn eines Tages erhielt Franziska den Brief eines Rechtsanwalts im tschecho-slowakisch gewordenen Eperies. Darin las die aus allen Wolken Stürzende, daß dort eine dritte Terez Munkacz, geboren in Felsö-Visö, lebte, die Franziska als ihr Kind bezeichnete. Alle Angaben der Frau stimmten, soweit das junge Mädchen sie nachprüfen konnte. Terez Munkacz, die Slowakin, wollte ihr Kind vor über zwanzig Jahren, als sie in Not war, einer Namensschwester gegeben haben.

Franziska, der Vereinsamten, hätte es nur recht sein können, eine sorgende Seele zu finden; doch sie glaubte, das Schicksal fordere zuviel von ihr, wenn sie jetzt eine Dritte als Mutter anerkennen sollte. Überdies schien der Schritt der angeblichen Mutter nicht nur von der Liebe zum Kinde, sondern hauptsächlich vom Wunsch geleitet zu sein, das materielle Glück der Tochter zu teilen. Doch gerade in dieser Beziehung dürfte sich die „Treubesorgte" täuschen, denn die Anerkennung der Mutterschaft könnte für Franziska den Verlust des Erbes bedeuten, das ihr demnach von Terez Munkacz, der Brasilianerin, unter falschen Voraussetzungen vermacht wurde.

Das Gericht soll den schwierigen Fall entscheiden. Terez Munkacz, die Slowakin, glaubt ihre Angaben beweisen, und ihre bedeutend weniger glückliche Tochter bald in die Arme schließen zu können. Ob die Entscheidung des Gerichts, mag sie ausfallen wie sie will, dem Abenteuer der armen Franziska endlich ein Ende setzt, ist freilich noch ungewiß. Denn wo bleibt die vierte Terez Munkacz, der doch von einer der beiden Namensschwestern, der Brasilianerin oder der Slowakin, ein Kind übergeben worden sein muß, wo bleibt die zweite Franziska Munkacz?

Neue Wege der Bevölkerungsbiologie.

Von Univ.-Professor **Dr. Walter Scheidt-Hamburg,** Abteilungsvorsteher am Museum für Völkerkunde.

Leben im einfachsten Sinn des Wortes — geboren werden, da sein, sterben — erscheint wohl den meisten Menschen als etwas so Selbstverständliches und Unfragwürdiges, daß sie sich nicht recht denken können, inwiefern auch dies Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen sein könnte. Man weiß wohl von Familienforschern, die sich bemühen, die Lebensdaten möglichst vieler Vorfahren aus alten Akten, Kirchenbüchern und Matrikeln zusammen zu suchen; und man begreift, daß es für die heute lebenden Nachkommen jener längst verstorbenen Menschen von Interesse sein kann, Geburts- und Todestage ihrer Ahnen zu kennen. Aber man hält dies gewöhnlich — und ganz mit Recht — für keine wissenschaftliche Forschung, weil keine allgemein wertvollen Ergebnisse dabei herauskommen können.

Trotzdem wäre es ein Irrtum, zu glauben, daß demnach jene alten Aufzeichnungen der Lebensdaten — wie z. B. die Kirchenbücher — nur dazu gut seien, die begreifliche, aber nutzlose Neugierde Einzelner zu befriedigen. Diese Bücher erhalten vielmehr sogleich ein ganz anderes Ansehen, wenn man überlegt, was die Forschungen über Zu- und Abnahme der Bevölkerung, über Geburtenrückgang, Schwankungen der Sterblichkeit usw. bedeuten. Jedes Kind weiß heute, daß sich ein Volk mit ungenügender Geburtenzahl und hoher Sterbeziffer in ernster Lebensgefahr befindet. Über den Untergang von Völkern der Geschichte ist sogar fast mehr geschrieben worden, als Pessimisten zuträglich sein dürfte.

Wie aber kommen wir beispielsweise dazu, von Geburtenrückgang zu sprechen? Man vergleicht Geburtenziffern früherer Jahre und Jahrzehnte mit den heutigen und findet den Unterschied. Die Zahlen stammen aus den amtlichen Ermittelungen, reichen im allgemeinen also etwa fünfzig bis sechzig Jahre zurück. Da es vordem zuverlässige

amtliche Zählungen nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise gab, hört die Möglichkeit des Vergleiches natürlich bald auf, und die Bevölkerungsstatistik, die sich mit diesen Dingen befaßt, gibt über frühere Zeiten keinen Aufschluß. Nun könnte man ja meinen, daß diesem Übelstand leicht abzuhelfen wäre, wenn man nur die Geburts- oder Sterbeeinträge in Kirchenbüchern früherer Jahrhunderte ohne Rücksicht auf die Namen auszählte, um so weitere Vergleichszahlen zu erhalten. Denn die Kirchenbücher reichen in Deutschland im allgemeinen bis zum dreißigjährigen Kriege zurück, enthalten also ein bevölkerungsstatistisches Rohmaterial aus rund drei Jahrhunderten. Die bisherigen Versuche historischer Bevölkerungsstatistik haben aber, wie die Statistiker immer wieder betonen, zu wenig brauchbaren Ergebnissen geführt, weil die Anlage von Kirchenbüchern etwas ganz anderes ist als die Durchführung moderner Bevölkerungszählungen und Registrierungen. Die moderne Bevölkerungsstatistik verdankt ihre Entstehung fast ausschließlich verwaltungstechnischen Bedürfnissen (der Besteuerung, der Polizei usw.). Sie kann aus äußeren Gründen auf die Erfordernisse biologischer wissenschaftlicher Forschung nur ganz wenig Rücksicht nehmen. Die Biologie macht deshalb viele, z. T. recht schwierige und komplizierte Umwege, bis sie aus den amtlichen statistischen Zahlen biologisch brauchbare Ergebnisse gewinnt. Die Kirchenbücher dagegen enthalten an und für sich ein biologisch viel günstigeres Material. Einfache Zählungen führen aber, wie gesagt, auch hier nicht zum Ziel.

Wenn wir irgendwo die Geburtlichkeit feststellen, d. h. wissen wollen, wieviele Kinder in einem bestimmten Zeitabschnitt zur Welt kamen, so nützt die absolute Zahl der Geburten nicht viel. Denn die Zahl soll, im Vergleich zu anderen Zahlen, ja auch gedeutet, erklärt werden, und sie könnte z. B. vergleichsweise niedrig sein, weil die Zahl der Eheschließungen niedrig oder, bei hoher Eherate, die Zahl der heiratsfähigen Männer oder Frauen geringer ist als anderwärts oder zu anderer Zeit, und sie ist natürlich nicht vergleichbar bei verschieden großen Bevölkerungen. Wir wollen, kurz gesagt, ja eigentlich gar nicht wissen, wieviel Kinder auf die Welt gekommen sind, sondern wir wollen z. B. wissen, ob sich eine Bevölkerung stärker oder schwächer fortgepflanzt hat als eine andere. Benützt man Zahlen der modernen amtlichen Statistik, so bezieht man deshalb die Zahl der Geburten auf die Gesamtzahl der Bevölkerung oder auf die Gesamtzahl der gebärfähigen Frauen oder auf die der Ehefrauen in der Bevölkerung und erhält so relative Zahlen, die besser vergleichbar und deutbar sind als die Rohzahlen. Es sind aber immer noch recht vieldeutige Zahlen, und das Sprichwort von der „Statistik, mit der man alles beweisen kann", kommt eben daher, daß die Zahlen mehr als nur eine Deutung erfahren können; es trifft also nicht die Statistik als solche, sondern ihre unkritische Anwendung.

Die Zahl der Geburten in einem bestimmten Zeitabschnitt eines Kirchenbuches würde, entsprechend dem Verfahren der modernen Statistik, gleichfalls auf die gesamte Bevölkerungszahl, die Anzahl der Frauen oder dergleichen, bezogen werden müssen. Nun kann man aber solche absolute Bevölkerungszahlen wiederum aus den Kirchenbüchern nicht ohne weiteres gewinnen, und das, was im Kirchenbuch als Bevölkerung enthalten ist, stimmt auch nicht mit der „ortsanwesenden" oder der „rechtlichen" Bevölkerung der modernen Volkszählung überein. Für die festansässigen Teile einer Bevölkerung werden zwar alle Lebensdaten durch viele Generationen in demselben Kirchenbuch enthalten sein; aber die Lebensdaten der Bevölkerungsteile mit starkem Ortswechsel sind naturgemäß über viele Kirchenbücher hin verstreut.

Die Überwindung aller dieser und vieler anderer Schwierigkeiten — für deren Erörterung hier nicht Raum genug ist — gelingt nur auf einem Wege: wenn es möglich ist, an Stelle einzelner Personen ganze Familien zu zählen und die genealogischen Zusammenhänge zu berücksichtigen. In jüngster Zeit sind nun auch solche Versuche gemacht worden, und die Ergebnisse ermutigen zur Weiterarbeit. Wir haben versucht, die Kirchenbücher ländlicher Gemeinden zu verzetteln und aus den einzelnen Eintragungen Familientafeln zusammenzustellen. Die Kirchenbücher werden auf diese Weise in viele solche Tafeln verwandelt (in einer mittelgroßen Landgemeinde achtzig bis hundert Stammtafeln aus vierzig- bis fünfzigtausend Eintragungen), worauf sich die nicht altansässigen Teile der Bevölkerung deutlich abheben, Zu- und Abwanderungen hervortreten und alle für die biologische Statistik notwendigen Daten in idealer Form enthalten sind. Zerlegt man diese Tafeln in Zeitquerschnitte, etwa von Jahrzehnten, so kann man — um beim Beispiel der Geburtlichkeit zu bleiben — unmittelbar feststellen, wieviele von den in einem Zähljahrzehnt geborenen männlichen und weiblichen Personen das heiratsfähige Alter erreichten, wieviele davon sich verheirateten, wieviele Kinder auf ein Ehepaar trafen, in welchem Zeitraum und mit welchen Zeitabständen die Kinder geboren wurden, wie lange die betreffenden Ehen dauerten usw. — kurz, man gewinnt ziemlich eindeutige Zahlen, die nicht nur die umständlichen Umwege der modernen Bevölkerungszählung überflüssig machen, sondern auch biologisch sehr viel wertvoller sind als jene.

Das genealogische Gesamtbild einer ländlichen Gemeinde ist der getreueste Spiegel für die Lebensschicksale der Bevölkerung. Man sieht daran, wie einzelne Sippen sich durch fünf und mehr Generationen erhalten und ausgebreitet haben, andere immer schwächer wurden, ausstarben oder abwanderten. Die Stärkeverhältnisse ändern sich oft von einem halben Jahrhundert zum anderen, und man kann Erbstämme — an Stelle der sonst gewöhnlich verfolgten, biologisch nichtssagenden Familiennamen — sehr häufig von der Zeit des dreißigjährigen Krieges bis zur Gegenwart beobachten. Der Zusammenhang dieser Lebensschicksale von Bevölkerungen mit der Geschichte, insbesondere der oft zu Unrecht belächelten Lokalgeschichte, tritt deutlich zutage. Deshalb bildet diese Art von bevölkerungsbiologischer Forschung auch den Schlüssel zur biologischen Geschichtsforschung. Biologische Geschichtsbetrachtung ist zwar ein Schlagwort geworden, aber man kann noch immer nicht sagen, daß sie — von ihrer guten theoretischen Begründung abgesehen — feste Grundlagen habe. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die Frage, wieweit historische Ereignisse nachhaltig auf den Volkskörper einwirken, das Menschenmaterial der Geschichte so verändert haben, daß die später folgenden Geschicke dadurch entscheidend bestimmt wurden. Wenn wir — historisch — sehen, daß z. B. Kriegszeiten Not und Elend brachten, die Wirtschaft zerstörten, Jahre hoher Sterblichkeit im Gefolge hatten, so liegt zwar der Schluß auf eine damit einhergehende Veränderung des Volkskörpers sehr nahe, aber man kann nur durch genaue bevölkerungsbiologische Einzelforschungen feststellen, welcher Art diese Veränderungen waren. Schon die Anfänge unserer Untersuchungen haben gezeigt, daß die lebensgesetzliche Bedeutung historischer Ereignisse bisher teils stark überschätzt, teils zu gering bewertet wurde. Denn der Historiker wertet meist ganz anders als der Biologe, nämlich nach politischen Konstellationen, nach sogenannten kulturellen oder zivilisatorischen Fortschritten und dergleichen, während der Naturforscher in erster Linie danach fragt, was ein Ereignis für die Sicherung (oder Gefährdung) des Fortbestandes einer Bevölkerung bedeutet hat. Diese letztere Bedeutung einer gesetzlichen Neuregelung z. B. oder einer wirtschaftlichen Erfindung kann man aber natürlich nur dann erkennen, wenn man nachforscht, was aus den Menschen geworden ist, die von den Gesetzen, der Erfindung usw. betroffen wurden.

Mancherorts, so in einigen niedersächsischen Marschlandschaften, ist es außerdem möglich, durch die Verarbeitung alter Akten und Chroniken der verschiedensten Art die Auswertung historischer Ereignisse geradezu auf einzelne Menschen und Sippen zu „verteilen", so daß man beispielsweise nicht mehr Besitzstand, Steuerlasten, Schuldverhältnisse des g a n z e n Landes auf der einen, Bevölkerungsschicksal des g a n z e n Landes auf der anderen Seite miteinander vergleicht, sondern im einzelnen verfolgen kann, w e n es traf und w i e es traf, wie es sich also in den späteren Generationen auswirkte. Natürlich sind derlei Einzelforschungen von der Gunst der Verhältnisse (von den vorhandenen Aktenmaterialien) abhängig, aber es ist wahrscheinlich, daß eine zweckmäßige bevölkerungsbiologische Forschung auf genealogischer Grundlage vielerorts in der Lage wäre, die mühsame, wissenschaftlich meist wenig fruchtbare Arbeit der Ortsgeschichtsforschung zu einem hervorragenden Zweig moderner Geschichtsforschung überhaupt zu machen.

Die ersten Versuche der geschilderten bevölkerungsbiologischen Untersuchungen sind von einem einzelnen wissenschaftlichen Institut ausgegangen. Man wird aber sagen dürfen, daß die Aufgaben, welche hier der Lösung harren, mehr Anteil und mehr Aufwand wert sind. Es dürfte einmal eine dringliche Pflicht werden, die große, keineswegs undurchführbare Arbeit für ganze Länder in Angriff zu nehmen und so die Schätze reicher Erkenntnis zu heben, die heute — trotz aller Familienforschung so gut wie unerkannt — in den Archiven der Pfarreien liegen.

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.